

# Frankreich und sein Papst von 1378 bis 1394<sup>1</sup>.

Eine Skizze

von

**Bernhard Bess.**

---

Die Jahre seit Leopold von Rankes Tod haben der deutschen Historie mehr an prinzipiellen Erörterungen eingebracht, als die lange Schaffenszeit dieses größten aller Geschichtschreiber. Es handelt sich in diesen Debatten letzthin darum, ob für den geschichtlichen Verlauf die erkennbaren Persönlichkeiten höher zu veranschlagen seien, als die Zustände und Strömungen in der Masse. Die Vertreter der ersteren Ansicht werden immer Not haben, sie zu verteidigen. Denn mit Imponderabilien läßt sich keine Rechnung anstellen, während auf der anderen Seite die Statistik ihre blendende Wirkung tut. Wenn es überhaupt der Mühe wert wäre, die nüchterne Erforschung

---

1) Diese Überschrift ist entnommen dem soeben erschienenen Werk von J. Haller, Papsttum und Kirchenreform, 1. Bd. — nicht um diesem ausgezeichneten Werke durch eine solche Entgegensetzung einen Vorwurf zu machen, sondern nur um zu zeigen, daß wir uns bei Betrachtung dieser Dinge mit dem von Haller schon weit genug gespannten Rahmen noch nicht begnügen dürfen. Der Geschichtschreiber dieser Periode müßte die großen Züge des internationalen päpstlichen Kirchenregiments ebenso beherrschen, wie die Details der Pariser Hofgeschichte. Daß selbst Valois (La France et le grand schisme d'Occident) gerade nach dieser Richtung hin uns im Stich gelassen hat, hebt Karl Wenck hervor (Gött. Gel. Anzeigen 160, 1 [1898], S. 247). Wer wollte also dem deutschen Historiker daraus einen Vorwurf machen, zumal er seinen Blick prinzipiell auf die erstere Seite gerichtet hatte?

des Tatsächlichen mit solchen allgemeinen Erörterungen zu unterbrechen, so wäre vielleicht ein negatives Verfahren noch dasjenige, bei dem die erstere Richtung am ehesten einen Eindruck zu erzielen vermöchte: das zu bestimmten Zeiten und in entscheidenden Stellungen der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit die nachhaltigste Wirkung ausgeübt hat, das dürfte nicht schwer sein, aus allen Perioden der Weltgeschichte zu belegen. Freilich ist es ein gefährlich Ding, darüber zu spekulieren, wie alles gekommen wäre, wenn dies oder jenes nicht eingetreten. Allein bis auf den heutigen Tag sind die Personen der Herrscher, seien sie nun tauglich oder untauglich, von tiefeinschneidender Wirkung auf das Leben der Völker, ohne das man von einer Verantwortlichkeit dieser für jene reden könnte.

Am 5. August 1392 entlud sich eine krankhafte Anlage des kaum 24jährigen, sonst nicht untüchtigen Herrschers von Frankreich in einer Tobsucht, die in immer häufigerer Wiederkehr zusammen mit dem langen Leben dieses Königs das herrliche, an der Spitze des Kulturfortschrittes marschierende Land dem völligen Ruin nahe brachte. Die Wirkungen dieses Ereignisses haben sich auf Frankreich nicht beschränkt. Man ist berechtigt, zu fragen, ob ohne diesen Vorgang die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts stattgefunden hätten. Denn unzweifelhaft hätte, wenn Frankreich von einem auch nur leidlich kräftigen Willen regiert gewesen wäre, das Schisma einen anderen Verlauf genommen. Die Scheidung der abendländischen Nationen wäre vielleicht nach gewaltigen Zusammenstößen um ein Jahrhundert früher erfolgt, und die kirchliche Reformfrage hätte nationale Lösungen erfahren, die dem Werke Luthers die Spitze abgebrochen hätten. — Genug der Phantasien!

Sicher ist das: die Verbindung zwischen Frankreich und dem Papsttum hätte sich nicht so einfach gelöst, wenn nicht die traditionelle französische Kirchenpolitik im eigenen Lande wäre gebrochen worden.

Diese Verbindung mit dem Papsttum, deren Nachwirkungen wir noch am heutigen Tage beobachten können, ist eine spezifisch mittelalterliche Erscheinung. Denn was in

aller Welt konnte ein Reich wie Frankreich bewegen, um das Papsttum bei sich festzuhalten, solche Opfer zu bringen, wie sie — auch die Übertreibungen der Pamphletisten des Schisma abgerechnet — einzig dastehen in der Geschichte der römischen Hierarchie? Man hat gemeint, nur im engsten Bunde mit dem avignonesischen Papsttume hätten sich die nach Absolutismus strebenden Herrscher des Landes der Geistlichkeit, die sie nötig hatten, versichern können. Aber die Verbindung von Thron und Altar war doch in Frankreich schon vor 1309 eine so feste, daß man von der Einfügung eines Zwischenträgers eher auf eine Tendenz der Lösung schließen mußte. Unter Philipp dem Schönen hatte das Land eine nationale Erhebung gegen das Übermaß römischer Ansprüche erlebt; und die Erinnerung daran ist nicht erstorben, denn sie verschmolz mit älteren Traditionen und verdichtete sich — der beste Beweis für ihre Lebenskraft — zu einer national-independentistischen Geschichtschreibung großen Stiles. Das eben ist der Ruhm Frankreichs im 14. Jahrhundert, daß hier über die Person des jeweiligen Herrschers das Königtum als Institution, als Idee sich deutlich erhob und zu einem nationalen Heiligtum gestempelt wurde, an dem ungestraft auch die Vertreter der anerkannt höheren Idee sich nicht vergreifen durften. Aber das Nationale ist im Mittelalter mehr oder weniger ein unbewußter Drang. Das Streben nach Selbständigkeit und Macht kommt erst zur Ruhe in dem Besitze der beiden universalen Machttitel, dem Kaisertum oder dem Papsttum. Ansätze waren genug vorhanden, um den Dunstkreis, in dem diese beiden Ideen die Gemüter gefangen hielten, zu durchbrechen. Aber noch lange über das Mittelalter hinaus hat der leere Titel eines römischen Kaisers selbst die Realpolitik der europäischen Mächte bestimmt, und das römische Papsttum hat unentwegt bis heute seine Ansprüche auf universale Geltung behauptet.

In dem Kampfe mit den Hohenstaufen hatte es sich von dem Kaisertum deutscher Nation emanzipiert. Aber es war ihm nicht gelungen, gleichzeitig eine reale Basis sich zu schaffen. Daß das kanonische Recht eine solche nicht ab-

geben konnte, hat schon Gregor VII. einsehen müssen. Das Papsttum, diese bereits in seinen Anfängen nicht rein geistige Macht, bedarf aber zu seiner Existenz einer weltlichen unabhängigen Herrschaft. So ist es zeitweise zum Träger des italienischen Einheitsgedankens geworden, und diese Zeiten sind wahrlich nicht seine schlechtesten gewesen. Es hat deshalb freilich auch teilnehmen müssen an der Entwicklung der weltlichen Herrschaften im mittelalterlichen Abendlande. Die Auflösung des alten Lehnstaates hat es am eigenen Leibe mitempfunden, und der Kampf zwischen Kaisertum und Fürstentum in Deutschland hatte sein genaues Analogon in der Spannung zwischen Papsttum und Kardinalat, die glücklicherweise eklatant erst wurde, als das Kaisertum deutscher Nation am Boden lag.

So war es denn gegeben, daß das Papsttum, indem es die Stütze, die ihm trotz allem jenes Kaisertum gewährte, selbst vernichtete, nach einer fremden Stütze greifen mußte.

Es fand sie in dem Frankreich, dessen Königtum bereits zu einer zentralen Machtstellung im eigenen Lande emporgestiegen war. Aber so verschieden auch die Entwicklung der öffentlichen Macht in Deutschland und Frankreich bis dahin gewesen war, es war ebenfalls gegeben, und zwar in dem noch kaum differenzierten Ideenkreise des mittelalterlichen Abendlandes, daß nun dieses Frankreich seine Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte. Ein anderes Ziel gab es für eine auswärtige Politik großen Stiles damals nicht. Aufgetaucht war es bereits während des Kampfes der avignonesischen Kurie mit Ludwig dem Bayer. Dann kamen für Frankreich die Tage von Crecy (1346) und Poitiers (1356), und andererseits verstand es Kaiser Karl IV., die Kurie so zu verpflichten, daß der Gedanke an Übertragung der Kaiserkrone von der deutschen Nation auf die französische vorerst nicht wieder angeregt wurde. Aber kaum hatte sich Frankreich unter dem genialen Sohn des unglücklichen Johann von jenen Schlägen wieder erholt, da begannen die Pläne italienischer Eroberungen wieder rege zu werden und mit ihnen der Gedanke an das Kaisertum. Ganz verstohlen begegnet er uns in den zwischen Galeazzo und Karl VI.

stipulierten Verträgen, aber doch als etwas so Selbstverständliches, daß man auf ein längeres Leben schon vor diesen schließen muß. So geheim dieser Wunsch gehalten worden ist, am Hofe der Luxemburger hat er doch eine deutliche Reaktion aufzuweisen. Das Elend des Bürgerkrieges und der englischen Invasion hat ihn natürlich dann ganz zurücktreten lassen. Aber schon unter Karl VII. werden die italienischen Ansprüche wieder geltend gemacht, und sein Enkel unternimmt jenen Zug nach Neapel, dessen Erfolge ebenso rasche, wie kurze waren. Italien ist dann der Schauplatz geblieben für den Kampf der beiden Häuser Habsburg und Orleans um die Hegemonie im Westen Europas. Als durch den Tod Maximilians der Kaiserthron erledigt war, da ist Franz I. offen als Bewerber aufgetreten. Noch immer war, abgesehen davon, daß die Rivalität zu solcher Ausdehnung zwang, ohne den Kaisertitel eine Erweiterung des Machtbereiches über die nationale Grenze hinaus nicht möglich. Noch immer bedurfte Frankreich dazu des Papsttums, und so war durch das Konkordat von 1517 die pragmatische Sanktion von Bourges wieder einmal aufgehoben worden.

Man muß einen solchen Ausblick anstellen, um den Grundzug, welchen die französische Kirchenpolitik seit der avignonesischen Epoche beherrscht, zu erkennen und festzulegen.

Die Gefahr, welche hier drohte, hat das Papsttum frühzeitig erkannt, und es ist mindestens ein schiefes Bild, wenn man von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche während jener Epoche redet, denn es fehlte doch viel daran, daß die Päpste dieser Zeit Kreaturen der französischen Könige gewesen wären. Italien hat nicht aufgehört der Angelpunkt ihrer Politik zu sein, und ihre Sorge, den französischen Einfluß hier nicht übermächtig werden zu lassen, war wohl ebenso groß wie die, das deutsche Kaisertum fernzuhalten. Gregor XI. scheute sich nicht, einen Lieblingsplan des energischen Valois -- es handelte sich darum, durch eine ungarische Heirat seines zweiten Sohnes, des nachmaligen Herzogs Ludwig von Orleans, Neapel zu gewinnen -- mit einem Federzug zu durchkreuzen. Freilich zwei Tage

darauf verließ dieser „zarte, kränkliche Provençale“ das üppig-bequeme Avignon und ging nach Rom, wo er seines Lebens nicht wieder froh werden sollte. So wich er nämlich den Auseinandersetzungen mit dem beleidigten Herrscher aus. Immerhin beweist das auch bei diesem keineswegs kräftigen Papste ein nicht geringes Maß von Selbständigkeit.

Erst der Kampf mit dem römischen Gegenpapsttum hat das avignonese herabgedrückt zu einem Vasallen der französischen Krone. Aber auch da nur vorübergehend. Schon gegen Ende des Pontifikates Klemens' VII. kann von einem Vasallentum nicht mehr die Rede sein.

Freilich war es nicht eigene Kraft, welche diesem Papste die Freiheit der Bewegung wiedergab. Die Ursache liegt vielmehr in dem Streit der Häuser Burgund und Orleans um die Regentschaft für den König, den jene schwere Erkrankung mehr und mehr regierungsunfähig machte.

Damit wurde eine kräftige, einheitliche Politik Frankreichs im Innern, wie nach außen im Keime erstickt. Der kirchliche Prinzipat, den es — die Schwankungen ungerechnet — seit mehr als fünfzig Jahren innegehabt, für den die Kaiserkrone nur die äußere Bestätigung gewesen wäre, — er mußte wohl oder übel abgetreten werden. Die Geschichte des Schisma bis zur Berufung des Konstanzer Konzils durch den Luxemburger Sigmund ist die Geschichte dieser Abtretung. Aber Frankreich hätte nicht das Mutterland der damaligen Kultur sein müssen, wenn es nicht auch in den Jahren tiefster Zerrissenheit dennoch den nachhaltigsten Einfluß auf die große kirchliche Bewegung ausgeübt hätte. Der nationale Gedanke hätte in diesem Lande nicht jene bewunderungswürdige Elastizität erreicht haben müssen, wenn es nicht trotz aller Unsicherheit der Regierung ein einflußreicher Faktor in dem Getriebe der europäischen Politik geblieben wäre, welches jetzt um die kirchliche Frage sich bewegte. Nicht nur das Pisanum, bei dem man über das deutsche Kaisertum noch zur Tagesordnung übergang, verdankt letzthin der zufälligen Konstellation innerfranzösischer Faktionen sein Dasein, sondern auch der klägliche Ausgang des mit so großen Aussichten begonnenen deutschen Konzils

geht auf die Politik zurück, welche die französische Gruppe, im wesentlichen von einem nationalen Motiv bestimmt, einschlug.

Dafs und wie die Geschichte des Schismas aus der inneren Geschichte Frankreichs heraus zu einem guten Teile erklärt werden muß, das soll hier zunächst an dem ersten Stadium gezeigt werden. Was neu an diesem Bilde ist, wird der Kundige merken auch ohne die Nachweise, auf welche zugunsten eines zusammenhängenden Bildes verzichtet worden ist. Es sei nur hervorgehoben, dafs ohne die Werke von Lindner, Jarry und Valois dieser Entwurf nicht möglich gewesen wäre.

### I.

Die Wahl Urbans VI. ebenso wie die ein halbes Jahr später erfolgte Gegenwahl Klemens' VII. haben ihren Grund in den Parteiungen des Kardinalkollegs. Der Erzbischof von Bari, Bartolomeo Prignano, der sich Urban VI. nannte, war — das dürfte nach den neuesten Forschungen über allem Zweifel stehen — schon ehe das Konklave begann, der Kandidat der zur Zeit stärksten Partei im Kolleg, der Limousiner. Der Limousin, jene erst durch Karl V. den Engländern wieder entrissene Landschaft, welche im Nordosten an das Herzogtum Guyenne stößt, hatte der Kirche bereits drei Päpste gegeben. Auch Gregor XI. stammte von da und hatte nicht wenig dazu beigetragen, die limousinische Partei im Kolleg zu verstärken.

Über die besonderen Beziehungen dieser Partei zu den Machthabern Frankreichs fehlen leider bis dahin bestimmte Nachrichten, aber man wird kaum fehlgehen, wenn man in ihr die Vertreterin der spezifisch südfranzösischen Interessen sieht. Sie stand offenbar in engster Fühlung mit Ludwig von Anjou, dem Bruder Karls V., der bestimmt schien, das Band zwischen Südfrankreich und Süditalien neu zu knüpfen. Die Gründung einer selbständigen Hausmacht war das Ziel seines Ehrgeizes. Nachdem er vergebens um ein Königreich Majorika mit Peter von Aragonien verhandelt hatte, waren auf Italien seine Augen gerichtet, auf den Thron, an dem sein Name bereits haftete. Wir wissen nicht, ob diese Tendenz

erst seit der Zeit datierte, da Karls V. Plan, seinem zweiten Sohne, dem nachmaligen Herzog Ludwig von Orleans, die Provence und das Königreich Sizilien auf dem Wege einer ungarischen Heirat zu verschaffen, gescheitert war, oder ob gar der Anjou bei diesem Fehlgang schon seine Hände mit im Spiele gehabt hatte. Auffallend ist es jedenfalls, wie er sofort nach dem Ausbruch des Schismas im Mittelpunkt der Aktion erscheint.

Der Kandidat der Limousiner war in dem Konklave des 7. und 8. April 1378 durchgedrungen, weil in ihm, dem Neapolitaner, auch die anderen Parteien ihre Rechnung zu finden meinten. Insofern hatten sie recht, als er gerade die Limousiner auf das stärkste brüskierte. Er tat überhaupt alles, um sich die Kardinäle ohne Unterschied der Parteien zu entfremden. Sie haben ihn noch fast drei Monate anerkannt. Aber dafs es mit der Wahl sein Bewenden nicht haben könne, stand längst — mindestens seit Ende April — der Mehrzahl von ihnen fest. Den Ausschlag hat dann Urbans neapolitanische Politik gegeben. Urban war unberechenbar in seinem Eigensinn, und so wissen wir auch nicht, was ihn eigentlich bestimmt hat, Karl von Durazzo, den Neffen des Königs von Ungarn, zum Erben der kinderlosen Johanna von Neapel zu machen. Es bedeutete das nichts weniger als eine Kriegserklärung gegen diese, von der er bis dahin alle nur mögliche Unterstützung erfahren hatte; es bedeutete zugleich eine Kriegserklärung gegen Frankreich, dem, ganz abgesehen von der Gefahr, die der Einzug eines fremden Herrschers in der Provence mit sich brachte, alle Aussichten auf das italienische Reich der Anjous damit abgeschnitten wurden. Zuerst gab es über diesen Plan Urbans nur ein Gerücht, aber zusammen mit seinen, ohne Ausnahme unklugen Mafsregeln genügte es, um den Plan, der bis dahin nur in den Köpfen einzelner existiert hatte, zur Tat werden zu lassen, die Aufstellung eines Gegenpapstes. — Die Seele dieses Unternehmens war Jean de la Grange, der Kardinal von Amiens, derjenige im Kolleg, welcher der Person Karls V. von Frankreich am nächsten stand. Obwohl von dem Limousiner Gregor XI. mit dem

roten Hut bedacht, scheint er nicht zu der limousinischen Partei gehört zu haben. Er hatte selbst das Konklave nicht mitgemacht. Um so freier konnte er nun wählen, nachdem ein heftiges Rencontre mit dem Papste ihn aller Rücksichten auf diesen enthoben hatte. Auf ihn mag der Zusammenschluß aller Ultramontanen zurückzuführen sein, der am 20. September in Fondi zu der einmütigen Gegenwahl des Kardinals Robert, Grafen von Genf, führte. Dieser Mann war das Haupt der sogenannten gallischen Partei im Kolleg, die noch bei dem Konklave im April in schärfstem Gegensatz zu den Limousinern sich befunden hatte. Im Unterschiede von ihnen vertrat diese Partei offenbar mehr die nordfranzösischen Interessen, und da bis dahin noch das Königtum seinen Schwerpunkt in der nördlichen Hälfte des Reiches hatte, so dürfte gerade zwischen ihm und der gallischen Partei eine engere Verbindung bestanden haben. Spricht sich demnach in der Bevorzugung dieser Partei schon bei der Gegenwahl eine Rücksichtnahme auf den französischen Herrscher aus, so empfahl sich die Person des Gewählten noch besonders durch seine Verwandtschaft mit den Valois. Wie er selbst sein Verhältnis zu dem französischen Königshause aufgefaßt wissen wollte, bekunden die drei Lilien, welche er seinem Siegel als Papst einverleibte.

Was Karl V. tun konnte, um die französischen Kardinäle zu unterstützen, hatte er getan: er hatte, kaum unterrichtet von ihrer Lage, 20 000 Franken für sie angewiesen; den gascognischen und bretonischen Bandenführern, die im Kirchenstaate sich noch umhertrieben, hatte er die Weisung gegeben, sich in ihren Dienst zu stellen, und in einem eindringlichen Schreiben Johanna von Neapel aufgefordert, sich ihrer anzunehmen. Johanna hat selbst nachher zur Rechtfertigung ihrer Stellungnahme die Initiative Karls als das für sie entscheidende Motiv angeführt. Es kann demnach als feststehend betrachtet werden, daß das Vorgehen der französischen Kardinäle durchweg begleitet war von einer Fühlung mit dem Pariser Hof, — so eng, wie sie die räumliche Trennung und die Unvollkommenheit damaliger Verkehrsmittel zuließ. Ein Brief des Königs an Robert läßt sogar

darauf schliessen, daß auch über die Person des zu Wählenden eine Verständigung stattgefunden hatte.

Somit wird eine Verantwortlichkeit des französischen Königtums für die Entstehung des Schismas schwerlich in Abrede zu stellen sein. Aber wer wollte auch Karl V. aus dieser seiner Haltung einen Vorwurf machen? Solange der Streit mit England nicht entschieden war, bildete das Papsttum, wenn auch seine Unterstützung wenig mehr als eine moralische war, einen wichtigen Bundesgenossen. Daß aber Karl V. keineswegs mit seiner Politik an den natürlichen Grenzen des Landes Halt machte, beweist schon jenes ungarische Heiratsprojekt. Solche auswärtigen Unternehmungen konnten nur mit Autorisation des päpstlichen Stuhles stattfinden. Der Einfluß auf diesen, den Frankreich in einer Majorität französischer Kardinäle besaß, war jetzt aufs äußerste gefährdet. Wie hätte ein französischer Herrscher dem ruhig zusehen können! — Wahrscheinlich würde ein Mann wie Karl V. noch ganz anders eingegriffen haben, hätte er nicht damals schon den Todeskeim in sich gespürt. So hat er in weiser Mäßigung seine persönlichsten Wünsche zurückgestellt und dem den Vortritt gelassen, der berufen schien, in der kirchlichen Frage noch eine aktive Rolle zu spielen, seinem ältesten Bruder, Ludwig, Herzog von Anjou.

## II.

Später als sein königlicher Bruder ist Ludwig für die revoltierenden Kardinäle eingetreten, aber dann weit energischer. Ihm ist sofort Urban ein „intrusus“, der mit allen Mitteln bekämpft werden muß, und soweit sein Einfluß reicht, vor allem bei den nord- und mittelitalienischen Städten und Dynastien agitiert er für den neugewählten Gegenpapst, zu einer Zeit, da in Frankreich noch die Stimmung für Urban überwog.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diesem Vorgehen besondere Verhandlungen mit den Führern der beiden französischen Kardinalsparteien vorausgegangen sind, daß sofort der neugewählte Papst, wohl oder übel die Tradition der Limousiner aufnehmend, mit dem Anjou in die engste

Führung trat. Das Resultat war, befördert durch die steigenden Schwierigkeiten des Papstes in Italien, eine Bulle, datiert vom 17. April 1379 aus Sperlonga. Sie bestimmte Ferrara, Bologna, Ravenna, die Romagna, die Provinz Massa Trabaria, die Mark Ancona, Perugia, Todi und das Herzogtum Spoleto zu einem Königreich Adria für den französischen Prinzen, der seinerseits nur diese Gebiete zu unterwerfen und in ihnen Klemens VII. zur Anerkennung zu bringen hatte.

Die neapolitanische Frage war hier aus dem Spiel gelassen, ja sie war eigentlich ausgeschieden, denn noch bestand zu Recht die Bulle Klemens' IV., welche dem ersten Anjou das Königreich Neapel übertrug, wonach aber die Vereinigung der beiden Lehnreiche, des alten im Süden und des neugegründeten im Norden, als den Interessen des päpstlichen Stuhles zuwider, untersagt war. Zu solcher Ausscheidung bestimmte wohl auch die Rücksicht auf König Karl, der dem alten Projekt einer Erwerbung des süditalienischen Reiches für seinen zweiten Sohn keineswegs entsagt hatte. Nachdem aber Klemens Italien hatte verlassen müssen und am 30. Juni 1379 wieder in die alte Residenz an der Rhone eingezogen war, geriet er tiefer in die Fesseln, die der Anjou schon um ihn geschlagen. Karls V. Stern war im Untergehen; dem ältesten Bruder mußte während der Unmündigkeit des noch im zartesten Alter stehenden Thronerben die Regentschaft zufallen. Er aber trieb schon längst eine Politik auf eigene Faust. Das Vaterland galt ihm nur noch als Sprungbrett für die Gründung eines selbständigen Reiches.

Urbans Verbindung mit Ungarn und Karl von Durazzo drängte dem Gegenpapst die Entscheidung über die Thronfolge in Neapel auf. Was war natürlicher, als daß auch hierfür Aujou, den sein Name schon prädestinierte, in Aussicht genommen wurde. Am 11. Mai 1380 hatte Urban Johanna ihres Thrones für verlustig erklärt; am 29. Juni nahm diese den französischen Herzog an Kindes Statt an und erhob ihn unter päpstlicher Zustimmung zum Erben des Reiches.

Der ältere Plan eines Königreiches Adria war damit zu-

nächst nicht aufgegeben. Was die Päpste den Hohenstaufen gewehrt, die Umklammerung Roms, schien jetzt dem Anjou in den Schofs zu fallen.

Es ist aber doch schwer vorzustellen, daß ein Nachfolger Petri den durch Jahrhunderte blutiger Kämpfe geheiligten Grundsatz päpstlicher Politik, die Vereinigung von Nord- und Süditalien zu verhindern, so völlig sollte vergessen haben. Die Bulle von Sperlonga bietet selbst die Lösung des Konfliktes. Diese Schenkung mußte erlöschen, wenn nicht innerhalb der zwei nächsten Jahre Anjou auszog zu ihrer Eroberung. Daß das nicht möglich sein werde, war 1380 schon vorauszusehen. Und so mag es ein stillschweigendes Übereinkommen gewesen sein, wenn über dem neuen Plan der alte in Wegfall kam.

Karl V. hat, soviel wir wissen, nicht gegen jenen protestiert. Aber das Verhältnis zu seinem ältesten Bruder scheint doch darunter gelitten zu haben. Daß er ihm die Verwaltung des Languedoc nahm, ist zwar genügend motiviert durch das Ausaugungssystem, welches der Herzog hier entfaltet hatte und das schließlic die Bevölkerung zu offener Revolution trieb. Allein als der König seinen Tod herannahen fühlte, da beschied er nur seine beiden jüngeren Brüder, den Herzog von Berri und den von Burgund, zu sich. Er hob zwar eine ältere Bestimmung, wonach Anjou die Regentschaft führen sollte, nicht auf, aber indem er als letzten Willen hinterließ, daß sein zwölfjähriger Erbe so bald als möglich gekrönt werden sollte, suchte er die Regentschaft abzukürzen; ja er soll selbst noch die Absicht gehabt haben, die Krönung vor seinem Tode vollziehen zu lassen. Bei diesen Mafsnahmen leitete ihn das sichere Gefühl, daß von Anjou, der schon mit einem Fuß nicht mehr im Reiche stand, eine nationale Politik nicht zu erwarten sei. Aber auch ein Unmut über die, sicher nicht ohne des Bruders Schuld, erfolgte Durchkreuzung seiner eigenen Absicht auf Neapel mag hier gewirkt haben.

Was das erstere Motiv betrifft, so hatte sich der sterbende König nicht getäuscht. Die Regentschaft, die Anjou sich nicht nehmen ließ, diente ihm nur dazu, die Mittel zu seinem

italienischen Unternehmen zu erpressen, und während Karl V. die Anerkennung des französischen Papstes wesentlich nur auf diplomatischem Wege betrieben hatte, ward jetzt die gewaltsame Vertreibung des Gegners, „der Weg der Tat“, wie die Literaten es nannten, zur Losung. An und für sich konnte mit Anjous Unternehmung auch ein nationales Interesse sich verbinden. Aber bei der augenblicklichen Lage des Landes — eben hatten die Engländer eine neue Invasion gemacht; noch gärte es im Süden, die Bretagne befand sich in offener Empörung und im Bunde mit dem Reichsfeind, und von Flandern her bereitete sich eine gefährliche demokratische Bewegung vor — war eine auswärtige Unternehmung so inopportun als möglich. Nur zu gerechtfertigt war deshalb die Order, welche bald nach Anjous Aufbruch der junge König, am 20. Mai 1382, erließ, dafs kein französischer Untertan den Fahnen des Herzogs folge.

Sofern Anjou seinen Zug als Gotteswerk empfehlen liefs und der Papst in der Tat die Vertreibung des römischen Gegners zur Bedingung gemacht hatte, war mit jener Order auch in kirchenpolitischer Hinsicht eine Schwenkung bezeichnet.

Indessen um einen tieferen Unterschied handelte es sich hierbei noch nicht.kehrte man auch zu der abwartenden vorsichtigeren Politik Karls V. vorerst zurück, im Prinzip huldigte auch der Leiter des neuen Regimes „dem Wege der Tat“ und er wandte ihn auch an, sowie es seinen besonderen Interessen entsprach.

### III.

Als Anjou den Pariser Hof und ein halbes Jahr darauf auch Frankreich (Mai 1382) verlies, da fiel dort das Prestige von selbst seinem jüngeren Bruder, dem Herzog von Burgund, zu. Auf ihn ist die Schwenkung der Regierungspolitik, die durch jene Order bezeichnet ist, zurückzuführen.

Gleich in den ersten Wochen nach Karls V. Tode hatte es heftige Auseinandersetzungen zwischen ihm und Anjou gegeben. Viel hätte nicht gefehlt, so hätte das Festmahl, das am 4. November nach der Krönung des jungen Karl in

Reims stattfand, in einen blutigen Streit sich verwandelt, denn jeder der beiden Oheime nahm für sich den ersten Platz an der Tafel in Anspruch. — Nun aber hatte der Burgunder freie Hand.

Er hatte in hohem Mafse das Vertrauen des verstorbenen Königs besessen, und sein Renommee beim Volk war kein schlechtes. Aber auch wenn er nicht gewollt, sein Besitz und seine Titel allein trieben ihn in dieselbe zentrifugale Politik, wie seinen älteren Bruder. Ob es ein Fehler war, daß ihm sein Vater das eben erst mit der Krone vereinigte Herzogtum Burgund zu selbständigem Besitze gegeben und ihn zum ersten Pair des Reiches erhoben hatte, wird sich schwer feststellen lassen. Denn ohne Zweifel bereitete dieser Akt jenes Ehebündnis mit Margarete, der vielbegehrten reichen Erbin von Flandern, vor, welches man in Frankreich nicht anders denn als ein Werk Gottes meinte betrachten zu müssen. Vermöge dieser Verbindung standen dem jungen Philipp die Franche Comté, Artois, Flandern in nächster, Brabant in nicht zu ferner Aussicht. In einer Doppelheirat aber zwischen dem neuen burgundischen Hause und dem der wittelsbachischen Regenten von Hennegau, Holland und Seeland, welche am 12. April 1385 zu Cambrai gefeiert wurde, warf das künftige Königreich Burgund seine Schatten voraus. Philipp war schon damals mächtiger als mancher König. Die zerstreuten und verschiedenartigen Gebiete mußten noch abgerundet und enger zusammengefügt werden. Der Lebensnerv aber für alle diese Territorien lag jenseits der französischen Grenze in dem Handel der Niederlande mit England einerseits, dem deutschen und französischen Binnenlande anderseits. Dahin mußte — das war eine aus den Verhältnissen mit unabweiskbarer Notwendigkeit sich ergebende Forderung — der, welcher einst jene Gebiete unter seinem Szepter vereinigen sollte, den Schwerpunkt seiner Politik verlegen. Philipp war seiner Gesinnung nach noch ganz französischer Prinz. Um so selbstverständlicher war es für ihn, daß er den Einfluß am Hof, der nach Anjous Abzug allmächtig wurde, von Anfang an zugunsten seiner Hauspolitik benutzte. Und in der That waren doch mit ihr damals noch in ganz anderem Mafse

nationale Interessen verknüpft, als mit dem italienischen Unternehmen. Denn ganz abgesehen davon, daß der ganze Norden des Reiches samt der Zentrale Paris in den lebhaftesten kommerziellen und kulturellen Beziehungen zu den burgundischen Erbländern stand, so gewährte auch die Herrschaft eines französischen Prinzen in dem England zunächst liegenden Küstenstrich mit seinen zahlreichen Häfen einen bedeutenden Schutz gegen diesen Erbfeind.

Aber auf einem Punkte war schon damals, in den Anfängen des neuen burgundischen Hauses, die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen seinem und dem nationalen Interesse nahe gerückt — in der kirchlichen Frage. Zwar in Brabant, Hennegau und Holland hatte sofort der französische Papst die Oberhand gewonnen, aber Flandern hielt zäh zu seinem römischen Gegner. Und als nun hier jener gewaltige Kampf zwischen fürstlicher Souveränität und städtischer Demokratie ausbrach, da verband sich mit ihm der kirchliche Gegensatz und gewann so eine besondere Heftigkeit. Freilich der zunächst Beteiligte, der Graf Ludwig von Flandern, hat niemals den Übertritt zu dem Papst von Avignon vollzogen, aber seine französischen Helfershelfer, die Sieger von Roosebeke (27. Nov. 1382), fühlten sich nicht nur als Verteidiger des in seinen Grundlagen angegriffenen Fürstentum, sondern auch als Kämpfer für den wahren Papst und suchten mit grausamer Härte die römische Obedienz in den eroberten Gebieten zu unterdrücken.

Es half ihnen nichts. Das Volk blieb urbanistisch, und Gent, das seine politische Unabhängigkeit heldenmütigst behauptete, war auch ein fester Stützpunkt für Rom.

Philipp von Burgund, der geistige Leiter jenes Feldzuges, hat die Gewaltmaßregeln nicht verhindert, aber nachdem er durch den Tod des Grafen Ludwig (30. Jan. 1384) in den Besitz seines Erbes gekommen war, hat er in richtiger Einsicht der Lebensbedingungen und des Charakters der Einwohner den Weg der Toleranz beschritten. Damit war indessen wenig geholfen. Die kirchliche Spaltung, die ja überhaupt sich immer mehr zu einer erdrückenden Last für den ganzen Okzident — einige wenige Gebiete ausgenommen —

entwickelte, blieb für den burgundischen Herzog, der Länder beider Obedienzen in seiner Hand vereinigte, besonders drückend. Ihm mußte es mehr als anderen Fürsten an gelegen sein, eine Lösung des Zwiespaltes zu finden. Dafs Klemens VII. für diese besondere Notlage des Herzogs Verständnis hatte, bekunden die zahlreichen Gunstbezeugungen, die er ihm zuteil werden liefs. So ist denn auch in den ersten zehn Jahren von Karls VI. Regierung Philipp von der durch Karl V. begonnenen Kirchenpolitik nicht abgewichen: er hat danach gestrebt, dem französischen Papste zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen. Und entsprechend dem Tatendrang, der den Hof des jungen Königs und seine Ritterschaft damals erfüllte, hat auch er zunächst „den Weg der Tat“, d. h. die gewaltsame Verdrängung des Gegenpapstes für die beste Lösung gehalten und, soweit es seine Interessen zuliefen, verfolgt. Allein zwei Erlasse, die im Herbst 1385 gegen die finanzielle Ausbeutung der Geistlichkeit durch Papst und Kardinäle ergingen, beweisen doch, dafs der burgundische Herzog dem Papsttum in Avignon weit kühler gegenüberstand, als seine Brüder. Vor allem hat er dem Anjouschen Unternehmen, das ja dem Papst wie nichts anderes am Herzen lag, wo er konnte, entgegen gearbeitet. Dafs Ludwig der Ältere nicht nachdrücklicher von Frankreich aus unterstützt wurde, kann doch aus den äufseren Verwickelungen in der ersten Hälfte der achtziger Jahre nicht allein erklärt werden. Der persönliche Gegensatz des am Hofe damals allmächtigen Burgunders gegen seinen älteren Bruder hat hierbei sicher keinen geringen Anteil gehabt.

Die Expedition scheiterte kläglich, und Ludwig wurde am 21. September 1384 von einer Krankheit plötzlich dahingerafft. Sein Erbe war ein siebenjähriges Kind. Trotzdem waren die Aussichten nicht so schlecht, als es zunächst den Anschein hatte. Noch gebot die Anjousche Partei im Königreich Neapel über bedeutende Streitkräfte. Aber sie bedurfte eines raschen kräftigen Nachschubes, und ein solcher wäre damals wohl ganz im Sinne einer verständigen nationalfranzösischen Politik gewesen, denn nur so konnten die gewaltigen Summen, die für dieses auswärtige Unternehmen dem

Lande bereits entzogen waren, noch gerettet werden. Aber diese Unterstützung unterblieb nicht nur, sondern es wurde auch von Paris aus der Versuch gemacht, die Provence, in der die Anjous kaum festen Fuß gefasst hatten, ihnen zu nehmen. Nur der Tatkraft der verwitweten Herzogin und dem zähen Widerstande des Papstes von Avignon war es zu verdanken, daß hieraus nichts wurde.

Es war vielleicht sogar auf eine völlige Verdrängung der Anjous abgesehen, denn gleichzeitig wurde aufs neue das ungarische Heiratsprojekt für den Bruder des Königs betrieben. Durch die Verbindung mit der ungarischen Königstochter hätte dieser aber nicht nur auf die Provence, sondern auch auf das Königreich Neapel ein Anrecht erworben. Demgegenüber hatten die Versprechungen, welche man der Witwe Anjous bei einem Besuche in Paris (Febr. 1385) machte, wenig zu bedeuten.

Es ist nicht unmöglich, daß man ihr auch noch von einer anderen Seite her entgegenarbeitete. Sie hatte an dem Tyrannen von Mailand, dem gewalttätigen Bernabo Visconti, einen mächtigen Bundesgenossen; ihr Sohn sollte dessen Tochter heimführen. Je mehr Bernabo für sein Kind die neapolitanische Krone ersehnte, desto feindlicher mußte er jenem ungarischen Heiratsprojekte gegenüberstehen. Vielleicht ist bei der Wahl einer Gattin für Karl VI. auch das mitbestimmend gewesen, den Mailänder zu versöhnen: am 17. Juli 1385 beging jener seine Hochzeit mit der Enkelin dieses, der bayrischen Elisabeth.

Aus der Verbindung des jungen Anjou mit der Tochter Bernabos aber wurde nichts. Bernabo verschwand noch in demselben Jahre in dem Gefängnis seines Neffen Galeazzo Visconti. Am französischen Hofe aber regte sich keine Hand, um ihn zu retten. Vielmehr trat Philipp von Burgund in die engste Verbindung mit Galeazzo, der seinerseits natürlich alles tat, um Frankreich zu gewinnen.

Eine Heirat mußte auch hierauf das Siegel drücken; und da ist es nun wiederum bezeichnend, daß dazu nicht der junge Anjou ausersehen wurde, sondern kein geringerer als der Bruder des Königs.

Das ungarische Heiratsprojekt war rasch wieder zergangen. Der junge Prinz war bereits auf dem Wege zur Braut gewesen, als die Nachricht eintraf, daß der Luxemburger Sigmund sie ihm weggeschnappt hätte. — Die Tochter Galeazzos bildete den Ersatz.

Die Anregung zu dieser Verbindung ist wohl von dem Brautvater ausgegangen, aber sie stiefs am Pariser Hofe auf das lebhafteste Entgegenkommen. Und sofort wurden hier weitere Pläne damit verknüpft, Pläne zugleich kirchlicher Natur, in denen selbständig und von einem anderen Ausgangspunkte her der „Weg der Tat“ aufgenommen wurde.

Der Papst hatte für jene Verbindung Dispens zu erteilen, denn Valentine von Mailand und Ludwig von Valois waren Blutsverwandte im zweiten Grade. Zugleich wurde ihm aber nun das Ansinnen gestellt, Ludwig mit den Teilen des Kirchenstaates zu belehnen, welche zur Zeit die Malatesta, erbitterte Feinde Frankreichs und seines Papsttums, innehatten. Frankreichs Aufgabe war es dann, diese Gebiete zu erobern. Von da bis zur Vertreibung des Gegenpapstes aus Rom war nur ein Schritt, und Galeazzo hatte in Aussicht gestellt, daß er, sobald ihm Deckung gegen seine zahlreichen Feinde in Mittelitalien verschafft sei, sich offen für den französischen Papst erklären würde.

So wurde in etwas verkleinertem Maßstabe, aber unter weit besseren Garantien jenes Projekt eines Königreiches Adria erneuert.

Klemens hat nicht gezögert darauf einzugehen. Nachdem er in der provençalischen Frage der Regierung Widerstand geleistet hatte, war er ihr einen Beweis seines Entgegenkommens schuldig; und er mochte wohl darauf rechnen, daß nun auch der Anjouschen Sache sich die Gunst des Hofes wieder mehr zuwenden würde, bestand doch zwischen beiden Unternehmungen die größte Interessengemeinschaft.

Und die Situation dort war außerordentlich günstig: am 27. Februar 1386 war Karl von Durazzo in Ungarn einem Attentat seiner königlichen Verwandten erlegen. Die neapolitanischen Ansprüche gingen über auf seinen elfjährigen Sohn Ladislaus. Aber die Anjousche Partei im Lande war

immer mächtiger geworden; sogar der römische Papst, der zuletzt im Kampfe mit Karl von Durazzo gelegen, hatte sich ihnen zeitweise anschließen müssen. Indessen es fehlte ihr an einem Haupt, und es war erforderlich, daß der junge Ludwig ins Land kam. Die dazu nötige Streitmacht zu beschaffen aber war trotz der größten Opferwilligkeit des Papstes ohne die Unterstützung des Pariser Hofes nicht möglich.

Allein hier machte man Einwendungen; angeblich war man für das Leben des kleinen Anjou besorgt. So mußte vorerst der Zug unterbleiben, und der günstige Augenblick verstrich.

Statt dessen wurde im Jahre darauf (1388) unter gewaltigem Aufwand ein Zug gegen den Herzog von Geldern unternommen, der nur den Zweck hatte, die Tante von Burgunds Frau, die Herzogin Johanna von Brabant, gegen einen unbequemen kleinen Nachbar zu sichern, ein Zug, der trotz der schließlichen Unterwerfung des Feindes eine Blamage für Frankreichs Ritterschaft wurde.

Es ist ein System burgundischer Politik, das sich hier vor unseren Blicken aufbaut. Philipp lehnt prinzipiell „den Weg der Tat“ nicht ab; die Beseitigung des Schismas ist für ihn Lebensfrage. Aber nachdem Anjou für seinen „Weg der Tat“ dem Lande schon so viel entzogen, meint er ein Recht zu haben, die noch übrigen Kräfte zunächst in dem besonderen burgundischen Hausinteresse zu verwenden; und auch hierbei ergab sich ja eine Ausbreitung der avignonischen Obedienz. Dafür erfährt die Anjousche Sache am Hofe eine fortgesetzte Verschleppung. Man macht Versprechungen, aber zugleich stellt man an verschiedenen Punkten Fallen. Nichts anderes war wohl auch das mittelitalienische Projekt, bei dem der Bruder des Königs gegen Anjou ausgespielt wird. Wie weit es ernst gemeint war seitens derer, die es anstifteten, muß dahingestellt bleiben; in dem Gange der burgundischen Politik bedeutete es wohl nur eine auf Täuschung angelegte Abschlagszahlung an den Papst einerseits, den Ehrgeiz des jungen Prinzen Ludwig anderseits.

Aber die Tage des burgundischen Regimes waren ge-

zählt. — Schon auf dem Zuge nach Geldern war es zu Differenzen zwischen dem König und seinem Onkel gekommen. Es heisst, Ludwig, damals Herzog von Touraine, habe vermittelt zwischen beiden. Kaum war man zurückgekehrt, da gelang es den alten Ministern Karls V. durchzudringen: es war die Reaktion gegen die einseitige Interessenherrschaft Burgunds, die sich hier Luft machte, eine Reaktion des mit dem besseren Bürgertum in Fühlung stehenden Beamtenadels.

## IV.

Nachdem der Hof zu Reims Allerheiligen gefeiert, erklärte der König fortan allein regieren zu wollen und verabschiedete die beiden Herzöge, die ihn bisher geleitet, den von Burgund und den von Berri. Es begann das Regime der „Marmousets“, wie man spottweise im Gegensatz zu den Großen diese bescheidenen aber treuen Männer aus der Zeit des früheren Königs nannte. Nicht nur in der inneren, sondern auch in der äusseren oder, was damit zur Zeit fast gleichbedeutend war, der Kirchenpolitik machte sich nun ein neuer Zug bemerkbar.

Die Spannung, die unverkennbar zu Zeiten der burgundischen Regentschaft wenigstens periodisch zwischen dem Pariser Hof und dem zu Avignon geherrscht hatte, wird nun zu einem vollen ungetrübten Einvernehmen. Und sofort fand auch die Sache Anjous die nachdrücklichste Unterstützung. Unter den verschwenderischsten Festlichkeiten erhielten Anfang Mai 1389 die beiden Söhne des Hauses zu S. Denis den Ritterschlag. Dann erschien Ende Oktober der König selbst in Avignon, um hier der Krönung des älteren zum König von Jerusalem und Sizilien beizuwohnen. Was bis dahin am Hofe hintertrieben worden war, war nun beschlossene Sache, dass der junge Erbe selbst sein Königreich erobern sollte, und mit den ausserordentlichen Aufwendungen des Papstes vereinigte sich die Freigebigkeit Karls, um ihn genügend hierfür auszurüsten.

Aber die Tage von Avignon hatten noch ein anderes Resultat: der junge unternehmungslustige, von ritterlichen Idealen erfüllte König machte sich hier anheischig, selbst

an der Spitze einer Heeresmacht nach Italien zu ziehen und Klemens sicher nach Rom zu geleiten.

Die Nachricht von dem Tode Urbans und der bald darauf erfolgten Neuwahl war noch früh genug in Avignon eingetroffen, um auf die Verhandlungen zwischen Papst und König einzuwirken. Was hier im einzelnen verabredet wurde, wissen wir nicht. Sicher hat auch die Kaiserkrone, die ja nach avignonesischer Anschauung vakant war, eine Rolle dabei gespielt. Aber vorerst wurde ein strenges Geheimnis über den ganzen Plan gewahrt. Nur in der gesteigerten diplomatischen Tätigkeit, welche der Pariser Hof während des nächsten Jahres nach allen Seiten hin entfaltet, verrät er sich. Vor allem galt es den Weg durch Italien zu ebnen: der schon mehrjährige Konflikt zwischen Mailand und Florenz mußte beseitigt werden. Erst im Oktober 1389 war unter Vermittelung von Galeazzos Schwiegersohn ein Friede zustande gekommen, aber im Frühjahr 1390 brach der Streit von neuem los. Die Stellung des Pariser Hofes zwischen den Streitenden war um so schwieriger, als von beiden Seiten an verwandtschaftliche Gefühle appelliert wurde: Galeazzos Tochter war erst eben von dem Bruder des Königs heimgeführt worden; die Florentiner aber warfen sich auf zu Rächern des gestürzten Bernabo und seiner Erben, zu denen ja auch die junge Königin von Frankreich zählte. Florenz' Bitte um Bündnis und Hilfe wurde abgewiesen. Aber es gelang der Republik den Grafen Johann von Armagnac sich zu verbinden, dessen Schwester eine Schwiegertochter Bernabos war. Und indem dieser sich anheischig machte, die zahlreichen Söldnerbanden, welche den Süden Frankreichs und auch das päpstliche Gebiet unausgesetzt brandschatzten, hinwegzuführen, indem er zugleich die Bekämpfung des römischen Gegenpapstes übernahm, wußte er Klemens derartig für sein Unternehmen zu interessieren, daß dieser ihn reichlich unterstützte. Die Verlegenheit für den Pariser Hof war groß: sollte der italienische Feldzug gelingen, so mußte mindestens die Neutralität Galeazzos sicher gestellt sein. So bot man denn alles auf, Armagnac von seinem Vorhaben abzubringen. Und als dies nicht gelang, gingen

der Bruder des Königs und der Herzog von Burgund selbst nach Pavia zu Galeazzo, um jeden Schein einer Parteinahme Frankreichs gegen diesen zu beseitigen. Es kam zu einer Verständigung auch über den italienischen Feldzug: Galeazzo bedang sich von dem künftigen Kaiser die Bestätigung seiner Herrschaft aus und versprach dafür offenen Anschluß an das französische Papsttum. Zunächst aber gab sich der Herzog von Burgund dazu her, mit mailändischem Gelde die Heeresmacht Armagnacs aufzulösen. Es gelang nur zu einem kleinen Teil; aber die Tollkühnheit Armagnacs tat das übrige: vor Alessandria verlor er am 25. Juli 1391 Sieg und Leben.

In Paris hatte mittlerweile der Wind sich ganz gedreht. Für den 15. März war nach Lyon das Aufgebot zum italienischen Feldzug ausgeschrieben. Am 11. März erfolgte die Gegenorder, und damit war dieser Plan ein für alle Male begraben. Was ihn gestört, wird unzweifelhaft wohl niemals festzustellen sein. Sicher ist, daß um diese Zeit von England eine Gesandtschaft kam, die zum Zweck eines definitiven Friedens eine Zusammenkunft der beiden Herrscher vorschlug.

Man hat gemeint, daß diese Störung beabsichtigt gewesen und von dem römischen Papste, dem schließlicj jener lange geheim gehaltene Plan zu Ohren gekommen, veranlaßt worden sei; man hat sogar vermutet, daß Galeazzo im letzten Grunde der Anstifter gewesen. Allein so wenig der Charakter Galeazzos ein solches doppeltes Spiel ausschloß, so steht doch fest, daß die Intervention des römischen Papstes bei England viel später erst erfolgt ist. Jene Gesandtschaft war also zufällig, aber sie stieß am Hofe auf eine dem italienischen Feldzug ungünstige Stimmung. Die Minister sahen jedenfalls in dem Frieden mit England eine dringlichere Aufgabe, als in einer auswärtigen Unternehmung von höchst unsicherem Ausgang. Es ist auch nicht unmöglich, daß damals — Philipp von Burgund und der Bruder des Königs waren ja für längere Zeit abwesend — die Königin einen größeren Einfluß auf Karl gewann, der sich zunächst darin geltend machte, daß er Armagnac freien Durchzug durch die Dauphiné gewährte.

Die Verhandlungen mit England haben für den übrigen Teil des Jahres das Interesse des Königs in Anspruch genommen. Die Zusammenkunft der beiden Herrscher, die im Juni stattfinden sollte, wurde schliesslich verschoben auf das nächste Jahr. Da aber kam die Umnachtung des Königs dazwischen: schon im April 1392 kündigte sich die Katastrophe in einer schweren Erkrankung an; am 5. August auf einem Zuge gegen den unbotmäßigen Herzog der Bretagne brach sie aus und dauerte bis in den Oktober hinein.

## V.

Die nächste Folge war ein völliger Wechsel im Regime: die „Marmousets“ mußten ihre Gewalt wieder abtreten an die beiden Oheime des Königs; Burgund rifs die Regentschaft vollständig an sich. Bezeichnend ist, daß er in erster Linie der Königin sich vergewisserte; er liefs sie von seiner Frau ständig überwachen.

Aber es fehlte doch noch viel, daß diese neue Machtstellung sicher begründet gewesen wäre. Eine große Gefahr für sie war der junge Bruder des Königs. Äußerlich schon eine höchst einnehmende ritterliche Erscheinung, genofs er auch den Vorzug einer aufsergewöhnlichen Begabung; er stand in engster Fühlung mit der geistigen Bildung des damaligen Frankreich, der geborene Führer seiner aristokratischen Kreise. Während der Regierung der Marmousets war es ihm, dem kaum 20jährigen Jüngling, gelungen, sich am Hofe geltend zu machen und seinen Besitz ständig zu vergrößern. Im Frühjahr 1392 hatte er das Herzogtum Touraine mit dem größeren Orleans vertauscht. Auf seinen Bruder aber besafs er einen nachhaltigen Einfluß, der in Wirksamkeit treten mußte, sobald wieder die Sinnesklarheit sich eingestellt.

Mit diesem seinem Neffen mußte Philipp von Burgund über kurz oder lang zusammenstoßen, es sei denn, daß es gelang, ihn definitiv abzuziehen und anderweitig zu beschäftigen. Das gab von jetzt ab den Zielpunkt für die auswärtige Politik Burgunds ab. Eine Gelegenheit hatte sich bereits in den italienischen Verhältnissen geboten.

Zwar war im Februar 1392 ein Friede zwischen Galeazzo und Florenz geschlossen worden. Aber bereits im August bildete sich unter Vortritt der Republik eine Liga, die offenbar nur gegen jenen gerichtet war. Das stellte sich deutlich erst heraus, als der römische Papst sich bemühte Anschluß zu gewinnen und auch Galeazzo hineinzuziehen. Die Florentiner lehnten beides ab, und nun mußte der Mailänder, um nicht isoliert zu werden, sich nach einem Bundesgenossen umsehen.

Es wurde ihm diesmal besonders leicht gemacht, denn Frankreich, das ihm ja am nächsten lag, kam ihm entgegen. Klemens, durch den Plan eines großen italienischen Bündnisses, den sein römischer Gegner betrieb, beunruhigt, alarmierte den Pariser Hof; und von hier erging an Galeazzo die durch die Entwicklung der Verhältnisse bereits überflüssig gemachte Aufforderung, neutral zu bleiben.

Diesem aber kam es nun darauf an, über allgemeine Versprechungen hinaus zu einer festen Allianz zu kommen, und er war geschickt genug, um der französischen Politik einen Köder vorzuhalten, der allen Ansprüchen, die dort gemacht wurden, genügte.

Verbessert und auf die sorgfältigste Darlegung der Verhältnisse gestützt, wurde von seiner im Dezember 1392 in Paris eintreffenden Gesandtschaft der Plan der Schenkung von Sperlonga erneuert. Der Umfang des zu gründenden Fürstentums war gegen früher erheblich eingeschränkt: nur die Grafschaft Bologna und die Mark Ancona, beides seit langem besondere Schmerzenskinder des päpstlichen Stuhles, sollten dazu verwendet werden.

Das Haupt für diese Gründung zu wählen, hatte Galeazzo dem Pariser Hof überlassen, aber es wurde seiner Gesandtschaft nicht schwer, die Wahl auf den zu lenken, den der Mailänder im Sinne hatte und der in der Tat damals der gegebene Mann war, den Herzog von Orleans.

Dieses Projekt stützte sich auf einen fein entworfenen, die beiderseitigen Interessensphären vorsichtig sondernden Allianzvertrag, in dem zwar Mailand als der vorzugsweise gebende Teil erscheint, durch den andererseits aber Frankreich

dauernd in Italien engagiert werden sollte. Selbstverständlich war auch hier die Eventualität einer Übertragung der Kaiserkrone auf den französischen König berücksichtigt.

Am Pariser Hof fand der ganze Plan bei den maßgebenden Persönlichkeiten ein entschiedenes Wohlwollen — auch bei dem Herzog von Burgund. Ihm konnte es ja nur recht sein, wenn auf diese Weise sein Rivale beschäftigt wurde.

Es kam nun alles darauf an, den Papst zu gewinnen. Aber Klemens hatte ja selbst erst den Hof auf Galeazzo wieder aufmerksam gemacht. Und wie hätte er, der einst so skrupellos viel weitere Gebiete an den Anjou verschenkte, nicht freudigst auf dieses kleinere und weit besser fundierte Projekt eingehen sollen?

Trotzdem geschah das Gegenteil: er machte Einwendungen, er erklärte das Kolleg hinzuziehen zu müssen; vor allem verlangte er weitgehende Garantien für rasche und sichere Ausführung. Man hat über diese Haltung des Papstes sich den Kopf zerbrochen. Aber sie findet doch bei genauerer  $\frac{1}{4}$  Erwägung der Lage ihre ausreichende Erklärung. Dafs der Papst nach den Erfahrungen, die er erst kürzlich mit Frankreichs König gemacht, solche Garantien verlangte, kann nicht wundernehmen. Dafs er aber diese Forderung so nachdrücklich und hartnäckig vertrat, dafs er insbesondere die persönliche Teilnahme des Herzogs von Orleans an der Expedition forderte, das hat, wenn nicht alles trügt, seinen Grund in nichts anderem, als in einem geheimen Einvernehmen mit Burgund. Denn jene Forderungen, über die sich Philipp wahrscheinlich durch eine geheime Gesandtschaft, welche der königlichen voranging, mit dem Papst verständigt hatte, hatten ja keinen anderen Zweck als den, das Unternehmen zu beschleunigen, und das bedeutete für Burgund die Alleinherrschaft am Hof.

Das retardierende Element in diesen Verhandlungen war vielmehr der junge, aber recht helllichtige Orleans. Nicht als ob ihm das italienische Projekt nicht eingeleuchtet hätte — seine Seele stand nach solchen Unternehmungen, und neben dem mailändischen Projekt beschäftigte ihn bald noch mehr die Aussicht auf Genua —, aber angesichts des Gesundheits-

zustandes seines Bruders war es ihm doch wichtiger, zunächst seinen Platz am Hofe zu behaupten, zumal ihm in der genesischen Unternehmung persönliches Eintreten zunächst erspart bleiben würde. So übertrug ihm denn auch trotz aller Gegenbemühungen im Januar 1393 der König für den Fall wiederkehrender Krankheit oder plötzlichen Todes die Regentschaft. Damit war die persönliche Teilnahme an auswärtigen Unternehmungen eigentlich schon abgeschnitten. Zugleich aber erfuhr natürlich dadurch die Spannung zwischen Oheim und Neffe eine erhebliche Steigerung.

Die Verhandlungen mit Mailand und Avignon sind noch über ein Jahr fortgesetzt worden. Im Laufe des Sommers gestalteten sich die italienischen Verhältnisse noch günstiger für die Ausführung, und Klemens drängte nun förmlich. Allein Orleans wünschte zwar die Schenkungsurkunde, aber zugleich einen Aufschub von 3—4 Jahren. Über diesem Hin und Her der Verhandlungen ist Klemens gestorben; und das einzige Resultat dieser mit einem großen Kraftaufwand geführten diplomatischen Aktion war ein nichtssagendes Bündnis mit Galeazzo.

Dieser wandte sich nun an Wenzel und verschaffte sich in dem Titel eines Herzogs von Mailand einen Ersatz für die französische Allianz. Ob auch zwischen ihm und seinem Schwiegersohn eine Spannung eintrat, sei dahingestellt. Für die kirchliche Frage in Frankreich bedeutete jedenfalls das Scheitern jenes italienischen Projektes eine entscheidende Wendung.

Den Bruder des Königs bei dieser Gelegenheit zu entfernen, war Philipp von Burgund nicht geglückt. Es mußte nun der Versuch gemacht werden, auf einem anderen Wege ihm seinen Einfluß abzugraben. Und dafür bot sich die von der Pariser Universität ausgehende kirchliche Unionsbewegung dar.

## VI.

Die Pariser Universität hatte den Höhepunkt ihrer Blüte längst überschritten. Das avignonesische Papsttum war ihr nicht gut bekommen. Aber noch immer war sie der erste und beherrschende Sitz der Theologie, der Krone der Wissen-

schaften, und in ihren Mitgliedern war auch noch immer der Traum von einem zweiten Haupte der Kirche lebendig. Das Schisma nun entfachte die glimmende Kohle zur Flamme, denn es lieferte ein Operationsfeld, auf dem jener Anspruch Tat werden konnte. Und es wäre, was die Universität in dieser Zeit kirchenpolitisch geleistet, wohl imstande, ihren theologischen Ruhm zu überstrahlen, wenn wir es nicht mit einem letzten Aufflackern nur zu tun hätten. Dasselbe Schisma hat die universale Bedeutung der Universität vernichtet, indem es von allen Seiten die nationalen Keile in den Bau der Kirche eintrieb und den Zentren die Säfte entzog, um sie in der Peripherie zu verteilen. Durch die Verknüpfung der kirchlichen Frage mit den innerfranzösischen Parteikämpfen insbesondere ist die Universität Paris ganz dem nationalen Gedanken unterworfen worden. Ihre Leistungen nach dieser Seite hin haben mehr Anrecht auf die Sympathie des modernen Historikers, wie ihr theatrales Auftreten als kirchliches Zentrum, dem doch schliesslich jede reale Unterlage fehlte

Die Gefahr, welche das Schisma für die Universität mit sich brachte, hat man hier sofort erkannt, und man hat versucht, eine neutrale Stellung einzunehmen. Aber das litt das Ansehen der königlichen Gewalt in Frankreich, die sich, wie wir sahen, sehr rasch für Klemens entschied, nicht. Am 24. Mai 1379 vollzog auch die Universität in pleno ihren Übertritt, nachdem einzelne Gruppen in ihr, in denen das rein französische Element überwog, sich schon früher für ihn erklärt hatten. Es ist bezeichnend, daß es die theologische Fakultät war, die sich zuletzt schlüssig machte. Sie, die bis dahin den theologischen Unterricht fast in Erbpacht hatte, wurde ja durch ein Schisma am meisten geschädigt. Dazu kam, daß ein großer und vielleicht der bedeutendere Teil ihrer Mitglieder deutscher Abkunft war; die Deutschen aber, die aus deutschen Benefizien ihren Unterhalt bezogen, waren darauf angewiesen, den Papst anzuerkennen, der in ihrer Heimat anerkannt wurde, und das war mit wenigen Ausnahmen der römische. Man konnte denn auch nicht umhin, den Ausländern, namentlich der sogen. englischen,

vorzugsweise aber aus Deutschen bestehenden und der pikardischen Nation, in der die Flamänder vorherrschten, zu gestatten, nicht nur neutral zu bleiben, sondern auch von dem römischen Papst sich versorgen zu lassen. Der Anschluß an Klemens galt also nur für die Universität als Ganzes, nicht für die einzelnen Mitglieder. Und ein Mann wie Karl V. war weit davon entfernt, mehr zu verlangen. Als unter den auftauchenden Schwierigkeiten der Spaltung der Ruf nach einem Konzil stärker wurde, da liefs er sich sogar durch Konrad von Gelnhausen, eine der Zierden der theologischen Fakultät, die Gründe für ein solches vortragen. Die für die ganze Unionstheologie grundlegende „*epistola concordiae*“ Konrads verdankt dem ihre Entstehung.

Diese Freiheit der Bewegung hörte aber auf, als Ludwig von Anjou an das Ruder kam. Nicht nur, dafs er bei verschiedenen Gelegenheiten die auf ihr Ansehen sehr eifersüchtige Körperschaft verletzte, sondern er trieb auch im engsten Einverständnis mit Klemens die Ausbeutung der Geistlichkeit, zu der ja als Pfründeninhaber auch die Mehrzahl der Dozenten gehörte, bis aufs äufserste. Der Ruf nach einem Konzil erhob sich mit erneuter Heftigkeit, und die Universität liefs durch einen ihrer Theologen diesen Gedanken vor dem Herzog vertreten. Dieser aber schlug mit brutaler Gewalt die Bewegung nieder und zwang, da er der Universität alle Freiheit der Bewegung nahm, einen grofsen Teil der Ausländer, besonders Deutsche, zur Flucht. Die besten Kräfte waren darunter. Sie sind so erst für ihre Heimat fruchtbar geworden, denn sie wendeten sich den dortigen, bis dahin recht bedeutungslosen Universitäten zu und verhalfen ihnen zu selbständiger Geltung neben der grofsen Metropole der Wissenschaft.

Indessen auch für diese kehrten bald bessere Zeiten zurück, nachdem das anjousche Regime durch das burgundische abgelöst war. Der Druck, der auf der Geistlichkeit lastete, wurde gemildert, und der Ausbeutung Einhalt getan. Allein zu einer freien Meinungsäufserung kam es vorerst noch nicht; vielleicht fehlte es auch nach Entfernung

der deutschen Konziliaristen an dem nötigen Interesse dafür. Die französischen Theologen und Kanonisten waren vielmehr geneigt, ihre Ansichten der Hofpolitik anzupassen. Diese aber hatte — wenigstens im Prinzip — den „Weg der Tat“, d. h. die gewaltsame Vertreibung des Gegenpapstes, und nicht das Generalkonzil oder einen anderen Versuch friedlicher Beilegung zu ihrem Programm erhoben. Und als nun auch das burgundische Regime gestürzt und unter dem jungen König der Plan eines Romzuges immer greifbarer wurde, da schien zunächst an der Universität sich ein Widerspruch nicht zu erheben.

Aber es schien nur so: im stillen glimmte das Feuer von ehemals noch, und es bedurfte nur eines günstigen Windes, um es sofort zu lodernder Flamme zu bringen.

Er ist gekommen. Aber es ist schwer zu sagen woher. Der unter den Marmousets sich wieder steigende Steuerdruck kann allein die Ursache nicht sein. — Gerade in einer Zeit, wo noch die Rüstungen für den Romzug betrieben wurden, wagte ein Mitglied der Universität, der junge theologische Bakkalaureus Jean Charlier de Gerson, in einer Predigt dem König die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung des Schismas zu empfehlen. Und die scheinbar günstige Aufnahme, welche diese Predigt bei dem Könige fand, veranlasste die Universität zu einer feierlichen Demonstration in demselben Sinne.

Wir wissen, daß Gerson ein Protegé des burgundischen Hauses war. So gewiß jene Predigt seinen innersten Intentionen entsprach, so ist doch kaum anzunehmen, daß der junge Mann in jener Situation ohne höhere Autorisation gehandelt hat.

Philipp von Burgund konnte der Romzug, an dem er wohl oder übel teilnehmen mußte, unmöglich angenehm sein. Zuviel der Kräfte des Reiches, deren er bedurfte zur Durchführung seiner Hausinteressen, wären damit nach Süden abgelenkt worden. Die Unionsbewegung aber war noch das einzige und dazu ein bequemes Mittel, um jenes kriegerische Unternehmen zu hintertreiben. Es ist daher nur zu wahrscheinlich, daß er, der bald nachher offen zum Protektor

der Agitation sich aufwarf, schon damals — Anfang 1391 — im geheimen sie schürte.

Ohne Zweifel aber hatte er dabei einen Bundesgenossen in Galeazzo.

Man hat nicht ohne Grund die Frage aufgeworfen, ob es nicht Galeazzo selbst war, der jenen sorgfältig geheim gehaltenen Feldzugsplan an den römischen Papst und an England verriet. Eine solche Machtentfaltung des französischen Herrschers in Italien, dem eine Enkelin des gestürzten Bernabo als Frau zur Seite stand, mußte ja für den Tyrannen von Mailand unmittelbar bedrohlich sein.

Anfang März 1391 kam, wie wir hörten, der Burgunder nach Pavia, und mit ihm der Bruder des Königs, der Schwiegersohn Galeazzos. Es handelte sich darum, diesen zu beruhigen über die französischen Pläne.

Welche Rolle hat zwischen den beiden gewiegten Politikern der junge Prinz gespielt? Er war damals noch nicht neunzehn Jahre alt. Er begann erst eben in die Politik einzutreten, und die seinige drehte sich wohl noch ganz um die Vermehrung seines Hausbesitzes. An und für sich begeistert für ein Unternehmen mit der Aussicht auf ritterliche Lorbeeren hat er sich doch damals in Fragen der auswärtigen Politik noch von seinem Onkel leiten lassen, dessen Klugheit und Weisheit anerkannt waren. Ihre gemeinschaftliche Reise läßt noch auf ein vollständiges Einvernehmen schließen.

Aber ich möchte glauben, daß jetzt der Antagonismus zwischen Oheim und Neffe anhebt. Die Konferenzen in Pavia hatten, wie wir sahen, zu einer Verständigung über den Romzug geführt. Allein zu derselben Zeit war in Paris dies Projekt bereits wenn nicht aufgegeben, so doch aufgeschoben. Jene Verständigung hatte also zunächst einen reellen Wert nicht. Sollten etwa Burgund und Galeazzo dieses vorausgesehen und nur zum Schein das Abkommen getroffen haben? Und wäre etwa der jenen noch nicht gewachsene junge Orleans, dem es im eigenen und im Interesse seines königlichen Bruders Ernst war mit dem italienischen Unternehmen, dort der Dupierte gewesen? — Solche Fragen

drängen sich auf. Denn von jetzt ab schlägt er eine Politik ein, die ihn ebenso zu dem Burgunder wie zu seinem Schwiegervater in Gegensatz bringt. Die Überbleibsel der vor Alessandria geschlagenen Armee Johanns von Armagnac nimmt er in Sold, und bald darauf sehen wir ihn energisch um die Gewinnung Genuas bemüht, ein Unternehmen, bei dem Galeazzo mehr oder weniger offen als Konkurrent auftritt. Dem neuen italienischen Projekt gegenüber, das dieser dann aufwirft und das Burgund, wie wir vermuteten, eifrig unterstützt, verhält er sich sehr vorsichtig und behauptet seinen Platz am Hofe und seinen Einfluss auf den König, solange dieser bei Sinnen ist. Seine Designation zum Regenten vollendet darauf die Gegnerschaft zwischen ihm und Philipp.

Nun macht sich aber auch auf dem Gebiete der Kirchenpolitik dieser Gegensatz bemerkbar. Man hat bisher deren Wandelungen in den Jahren von 1391 an bis 1394 lediglich aus dem wechselnden Einfluss des Burgunders erklärt, der nur vorübergehend am Hofe sich aufhalten konnte. Während er bei seiner jedesmaligen Anwesenheit die Unionisten der Universität begünstigt habe, seien sie, sobald er fort war, durch den Herzog von Berri wieder zurückgedrängt worden.

Ganz abgesehen davon, dass der Herzog von Berri niemals eine selbständige Politik getrieben hat, so entspricht dem auch nicht, dass die Begünstigung der Unionsbewegung zunächst mit den Gesundheitsperioden des Königs zusammenfällt. Wir wissen aber, dass in diesen nicht des Burgunders, sondern des Bruders Einfluss beim König der maßgebende war. Philipp von Burgund hat vielmehr gerade aus der Krankheit jenes Vorteil zu ziehen gewusst. Die Unionsfrage aber war für ihn kein Gegenstand der Überzeugung, sondern ein Werkzeug seiner Politik, das er beiseite warf, sobald es ihm nichts mehr nützen konnte. Nachdem das italienische Projekt gescheitert war, hatte sie kein Interesse mehr für ihn. Als dann — vielleicht nicht ohne seine Mitwirkung — ein neues aufstieg, da unterhielt er, wie wir annehmen mußten, mit Klemens sogar das intimste Einvernehmen.

Was von unionsfreundlichen Akten auf französischem Boden in der Zeit von 1392 bis etwa Mitte 1394 zu verzeichnen ist, das steht vielmehr in engstem Zusammenhange mit der Politik des Herzogs von Orleans.

Als erstes bedeutenderes Symptom kommt hier in Betracht die Mission des Priors der Kartause von Asti, Peter von Mondovi. Er begab sich anfangs 1392 nach Rom und liefs sich von Bonifaz IX. einen Brief an den französischen König mitgeben, der Verhandlungen über die Union einleiten sollte. Dann ging er nach Avignon, um auch der Geneigtheit des dortigen Papstes sich zu vergewissern. Es ist urkundlich bezeugt, dafs Klemens mit ihm schon im Sommer des vorhergehenden Jahres verhandelt hat, und ebenso dafs er ihn im Juli und August des folgenden Jahres durch Geldspenden auszeichnete. Allein der Mönch von S. Denis meldet, dafs der Empfang in Avignon kein sehr angenehmer war und dafs der Papst, bestärkt von dem gerade dort weilenden Herzog von Berry, den Prior samt seinem Begleiter in die Kartause von Villeneuve verwies. Erst als Ende des Jahres Karl VI. von jenem ersten Krankheitsanfall sich erholt hatte, sei auf Bitten der Universität die Befreiung der beiden „Gefangenen“ erfolgt. So wenig sicher die Anwesenheit Berris in Avignon sich auch nachweisen läfst, und so möglich es ist, dafs das Gerede von einer Gefangenschaft auf Übertreibung beruht, Tatsache ist, dafs erst, nachdem Ende Oktober ein königlicher Bote nach Avignon abgegangen war, die beiden Kartäuser ihre Reise fortsetzen konnten und um Weihnachten in Paris eintrafen. Offen hat sich aber keiner der schismatischen Päpste den Unionsbestrebungen widersetzen können. So beweisen jene Geldspenden des Papstes wenig gegen die Nachricht des Mönches, an der eben so viel richtig sein mag, dafs Klemens unter irgendeinem Vorwand die Mission Peters zu vereiteln suchte. Und nun ist es anderseits sehr bezeichnend, dafs nicht unter dem Regime, welches Philipp von Burgund sofort nach jenem unglückseligen 5. August etablierte, der Fortgang der Mission erfolgte, sondern erst, als der König sich erholt

hatte, d. h. als der Herzog von Orleans wieder zu Einfluss kam.

Aus Asti, seinem italienischen Erbe, kam dieser Unionsprediger, und er gehörte dem Orden an, zu dem zeit seines Lebens der Herzog die intimsten Beziehungen unterhalten hat. Dafs er ohne Verständigung mit diesem seine Mission unternommen habe, läfst sich schwer annehmen. Was Orleans aber dazu bestimmte, mit einem Male der Unionsbewegung sich anzunehmen, liegt auf der Hand. Er hatte, nachdem jenes Projekt eines Romzuges gescheitert war, angefangen, auf eigene Faust italienische Politik zu treiben, und schon war sein Blick auf Genua gerichtet, wo man, müde des aufreibenden Parteikampfes, nach einem fremden Protektor sich umsah. Hier wie anderswo bildete der Gegensatz der römischen und der avignonesischen Obedienz ein empfindliches Hindernis.

Der Erfolg der Mission des Kartäuserpriors von Asti war wenigstens der, dafs zwischen Paris und Rom Beziehungen aufgenommen wurden. Allein während er noch in Paris verweilte, begannen hier die Verhandlungen über das neue italienische Projekt Galeazzos, in dem nur eine Union mit Feuer und Schwert vorgesehen war. Der Prior selbst wurde auf seinem Rückwege nach Rom zum Träger politischer Botschaften, die mit seinem eigentlichen Zweck wenig zu tun haben mochten, und als im Sommer 1393 Karl VI. wieder erkrankte, da wurden die Beziehungen des Hofes zu Bonifaz ganz abgebrochen.

Eine Erneuerung haben sie erst im Frühjahr 1394 erfahren, als nach der Genesung des Königs die Universität energischer denn je auf eine friedliche Beilegung der Kirchenspaltung drang. Es war zu Saint-Germain-en-Laye, wo der Professor der Theologie Stephan von Chaumont Karl VI. in Gegenwart des ganzen Hofes auseinandersetzte, dafs er auf den Titel eines allerchristlichsten Königs verzichten müsse, wenn er nicht alles daransetze, um den Schaden der Kirche zu heilen. Dafs das nicht durch Vertreibung des Gegenpapstes zu erreichen sei, hatten schon frühere Redner der Universität betont. Für viele unerwartet kam eine gnädige

Antwort, und merkwürdigerweise wurde sie durch den Herzog von Berri erteilt, von dem man das am wenigsten erwartet hatte. Die Universität wurde aufgefordert, geeignete Mittel vorzuschlagen.

Sofort sich schlüssig zu werden, war sie wohl weder vorbereitet noch einig genug. Es wurde eine Enquete veranstaltet; in einen im Kloster der Mathuriner aufgestellten Behälter sollte jedes Mitglied sein Votum einwerfen. Deren fanden sich dann mehr als 10 000 vor, und es handelte sich nun darum, in einer Denkschrift das Fazit zu ziehen. Einstimmig war „der Weg der Tat“ verworfen worden. Ein Generalkonzil, ein Kompromiß durch Bevollmächtigte beider Parteien und freiwillige Abdankung beider Päpste (Zession), das waren die Mittel, die man vorschlug, und unter diesen dreien wurde dem letzten entschieden der Vorzug gegeben. Allein bessere Vorschläge sollten damit nicht ausgeschlossen sein. Wenn aber die Päpste einen solchen nicht machten und auch von den dreien keinen annähmen, dann sollten sie als Häretiker betrachtet und ihnen der Gehorsam entzogen werden.

Peter von Ailli und Aegidius Deschamps haben diese Enquete geleitet, vielleicht auch jene Denkschrift entworfen; Nikolaus Poilevilain von Clamanges hat sie in die klassische Form gegossen, welche der Geschmack der Gebildeten besonders an den beiden Kurien forderte. Am 6. Juni wurde das Dokument im Plenum der Universität approbiert. Aber als diese nun um eine Audienz bei dem Könige bat, da wurden ihre Gesandten von dem Herzog von Berri mit Drohungen heimgeschickt. Erst am 30. Juni konnten sie das Schriftstück überreichen; es wurde auf königlichen Befehl ins Französische übersetzt. Allein die Antwort, welche erst am 10. August erfolgte, fiel gänzlich ablehnend aus: der Universität wurde verboten, sich mit der Unionsfrage weiter zu beschäftigen; ja es wurde eine Überwachung ihrer Korrespondenz angeordnet.

Man hat diese widerspruchsvolle Haltung der Regierung damit erklären wollen, daß nach der Audienz vom 30. Juni Burgund den Hof wiederum verlassen hatte. Allein er war

doch auch schon zugegen, als am 6. Juni jene Abweisung durch Berri erfolgte, und wenn er auch die Abgesandten der Universität gnädig empfing, so ist doch nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Mönches von S. Denis die Audienz nicht durch ihn, sondern durch andere am Hofe einflussreiche Männer — die „*circumspecti viri*“, welche der Mönch so oft als Gewährsmänner anführt — vermittelt worden. Deshalb findet auch die Antwort vom 10. August in der Abreise des Burgunders keine genügende Erklärung. Einen einigermaßen befriedigenden Aufschluss gewährt auch hier allein die Politik Orleans'.

## VII.

Der ungeahnte Aufschwung, den die Unionsbewegung genommen hatte, datierte wiederum von der Gesundung des Königs. Dies und namentlich die führende Rolle, welche Peter von Ailli dabei spielte, lassen darauf schließen, daß der Bruder Karls hierbei mit seinem Einfluß wirksam war.

Peter von Ailli hatte schon als junger Magister im Anschluß an Langenstein und Konrad von Gelnhausen, aber ohne ihre Forderung eines Generalkonzils zu billigen, für eine friedliche Beilegung des Schismas durch Kompromiß das Wort ergriffen. Und erfüllt, wie er war, mit dem hochgeschraubten Standesbewußtsein eines Pariser Theologen, zugleich ebenso ehrgeizig wie klug, hätte er niemals es über sich gebracht, die in der Universität herrschende Stimmung zu ignorieren und ihre Interessen zu verleugnen. Aber wer Karriere machen wollte, der durfte vorerst nicht an den kühnen Gedankengängen der deutschen Idealisten haften bleiben. So wurde Ailli vorsichtiger: nur unter dem Deckmantel der Anonymität hat er 1381 für das Programm der unterschiedenen Unionisten, das Generalkonzil, einzutreten gewagt. Auf lange Zeit hören wir dann von ihm nur allgemeine Klagen über den Schaden der Kirche und die Mangelhaftigkeit ihrer Leiter. Dafür aber verstand er es bei Gelegenheiten, wo die brennende Frage der Zeit außer Betracht blieb, zunächst in dem Kreise seiner Standesgenossen sich Einfluß zu verschaffen. Als dann 1387 der Dominikaner

Johann von Montson bei seiner Habilitation gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias auftrat, da ward Ailli zum Redner der Universität vor dem Papst auserkoren, den der Gegner angerufen hatte. Nicht nur der Eifer für die reine Gottesmutter war es, was ihn hier zu schwungvollster Beredsamkeit entflammte, sondern ebenso die lang verhaltene Eifersucht der Weltgeistlichen gegen die Ordensgeistlichen, die sich immer breiter an der Universität machten. Die Verdammung Montsons hatte seitens der Universität den Ausschluss sämtlicher Dominikaner zur Folge. Aber darauf beschränkte sich die Wirkung dieses dogmatischen Streites nicht — ein Zeichen, das von vornherein Motive anderer Art in ihn hineinspielten. Die Dominikaner waren die Beichtväter der Großen; auch der König hatte einen ehemaligen Predigermönch sich erwählt — den Bischof Wilhelm von Evreux. Die von der Universität ausgehende Agitation gegen den Orden griff auch ihn an, und er mußte weichen. An seine Stelle trat Ailli, der zugleich zum Kanzler der Universität erhoben wurde. Diese Personalveränderung hängt aber ohne Zweifel mit dem politischen Systemwechsel eng zusammen, der sich kurz zuvor am Hofe vollzogen hatte. Ailli verdankt die frühe Erhebung zu dem wichtigsten geistlichen Posten des Landes dem Regime der Marmoussets. Der Gegensatz gegen das Haus Burgund war damit gegeben: während dieses fort und fort aus den Kreisen der Dominikaner seine treuesten Diener bezieht, hat Ailli zeitlebens mit seiner Feindschaft zu kämpfen. Für einen Politiker seines Schlages war es aber selbstverständlich, das er sich nicht auf ein Ministerregiment einschwor, das doch immer nur vorübergehend sein konnte. Er hat die Zeit seines Hofamtes benutzt, um mit dem jungen Bruder seines Beichtkindes, dem nachmaligen Herzog von Orleans, der gerade damals anfang, eine selbständigere Rolle zu spielen, ein dauerndes Verhältnis anzuknüpfen. Deutlich tritt es zutage erst unter Benedikts Pontifikat; aber seine Entstehung kann nur in jener Zeit gesucht werden. Ohne einen solchen Rückhalt wäre bei einem Charakter wie dem Aillis die Beteiligung an den Unionsbestrebungen der Universität in den folgenden Jahren schwer

verständlich. Nur so konnte er es wagen, offen dem Papste, der ihn nebst den anderen Führern im Frühjahr 1394 nach Avignon zitierte, zu trotzen.

Aber um so auffallender ist nun jene Schwenkung der Regierung im Hochsommer desselben Jahres. Hatte Orleans plötzlich seinen Einfluß auf den König verloren? Und war nun, da Philipp von Burgund sich noch immer passiv verhielt, in der kirchlichen Frage das Feld frei für den weniger begabten, aber um so eigensinnigeren Berri? Oder hatte Orleans bei seinen politischen Operationen einen Anlaß, die Unionisten zu verlassen und dem Papste entgegenzukommen? — Das letztere scheint in der Tat der Fall zu sein. Seit 1½ Jahren wurden zwischen Paris und Avignon jene Verhandlungen über das Projekt Galeazzos geführt. Der Papst war anfangs zögernd darauf eingegangen, hatte dann aber getrieben. Orleans, der auch eine rasche Erledigung gewünscht hätte, zog die Verhandlungen hin, als er sah, daß der Papst auf seine Forderungen nicht einging. Als endlich im April 1394 die schon fast vor Jahresfrist versprochene Gesandtschaft nach Avignon kam, da war es der Papst, der sie über einen Monat hinhielt bis zur ersten Audienz. Allein inzwischen hatte die genuesische Frage sich so zugespitzt, daß Orleans loszuschlagen beschloß; und er konnte hoffen, bald im Besitze der Stadt zu sein, da auch sein Schwiegervater ihm nichts in den Weg zu legen gewillt schien. Unter diesen Umständen mußte die Unionsbewegung, die ja die Entscheidung mit den Waffen perhorreszierte, an Interesse für ihn verlieren; vielmehr konnte nun die Unterstützung des avignonesischen Papstes nur von Vorteil sein. Es kam dazu, daß seit dem März 1394 Klemens am Pariser Hofe in Franz von Conzié, dem Erzbischof von Narbonne, einen sehr geschickten Anwalt hatte. Während sein Vorgänger, der Kardinal Peter von Luna, die Unionsbewegung mehr ermuntert als bekämpft hatte, trat dieser ihr auf das entschiedenste entgegen und verstand es zugleich, bei den einflußreichen Persönlichkeiten des Hofes sich zu insinuieren. Die politische Lage kam ihm entgegen, und so scheint ein Tauschgeschäft zustande gekommen zu sein: Orleans liefs die Unions-

bewegung fallen; dafür sagte ihm der Legat Wiederaufnahme jener Verhandlungen unter günstigeren Aussichten zu. In der That hat diese noch im August stattgefunden: wenn auch Klemens auf seine früheren Bedingungen noch nicht verzichtete, so schien doch eine Verständigung jetzt möglich. Am 4. September verliessen die königlichen Gesandten mit seinen Anträgen Avignon. Anfang August aber hatte Orleans seinem trefflichen Generalleutnant, Enguerrand von Coucy, den Befehl zur Eroberung Genuas gegeben.

### VIII.

Für Ailli mag diese Schwenkung seines Protektors sehr peinlich gewesen sein. Allein er hat sie bis zu einem gewissen Grade mitgemacht, denn er hatte sich in der Beteiligung an der Unionsbewegung schon viel weiter mit fortreisen lassen, als es seinem Naturell und seinen Absichten entsprach. Die Drohung mit Obediensentziehung, in welche jene Denkschrift der Universität auslief, ist ihm schwerlich vom Herzen gekommen. Sie mag ihm abgenötigt worden sein. Denn im Laufe der Enquete — so rächte sich dieses gefährliche Manöver einer allgemeinen geheimen Abstimmung an seinen Urhebern — waren innerhalb der Universität die bis dahin niedergehaltenen Elemente des Radikalismus, die sich immer unter einer solchen Körperschaft in großer Menge befinden, aufgekommen; und so war die Bewegung den Führern über den Kopf gewachsen. An ihrer Spitze sehen wir mit einem Male vorzugsweise Juristen. Das ist um so auffallender, als die Fakultät der Dekretisten bis dahin diejenige gewesen war, welche am treuesten zu Klemens gehalten hatte. Sie hatte sich am frühesten von den drei oberen Fakultäten für ihn ausgesprochen, und seitdem war in ihr kein Widerspruch laut geworden. An den gemeinsamen Akten der Universität hatte sie teilgenommen, aber sobald hierbei ein Gegensatz zu den Tendenzen des Hofes sich offenbarte, war sie es, die zuerst zurückzog. Denn ihr kam es in erster Linie darauf an, mit den bestehenden Gewalten in Einklang zu leben, und bei der Versatilität juristischer Argumentationen wurde es ihr auch nicht schwer, jedesmal Praxis

und Theorie in Einklang zu bringen. Sie hatte sich gut bisher bei dieser Politik gestanden, denn weltliche und geistliche Gewalt wetteiferten in der Versorgung ihrer Mitglieder; die höchsten Ehrenstellen in Staat und Kirche standen ihnen offen. Längst hatte das kanonische Recht auf dem Gebiete der kirchlichen Praxis die Theologie verdrängt. Die Kirchenfürsten jener Zeit, soweit sie nicht adeliger Abstammung ihre Stellung verdankten, waren fast ausnahmslos von kanonistischen Studien hergekommen. Theologie zu treiben überließ man den Schwärmern und Asketen. Klemens VII. aber hatte ganz offen seine Geringschätzung dieser Wissenschaft ausgesprochen.

Der theologischen Fakultät zu Paris war diese Bevorzugung der Dekretisten ein steter Stachel, denn sie konnte von den alten ruhmvollen Traditionen natürlich nicht los. Sie fühlte sich noch immer berufen, die christlichen Gewissen des Abendlandes zu regieren; ihr war der Papst eigentlich wenig mehr als der Mund für ihre dogmatischen Entscheidungen. Leidenschaftliche Eifersucht aber bestimmte ihr Verhältnis zu der Schwesterfakultät, und keine Gelegenheit ging vorüber, wo nicht ihr höheres Recht vor dieser betont wurde.

Nun gab ihr das Schisma eine erwünschte Gelegenheit, das alte Ansehen zurückzuerobern. Diesem Problem gegenüber versagten die Paragraphen des kanonischen Rechts. Einen Ausweg aus dem Labyrinth der Rechtsfrage bot allein die dogmatische Lehre von der Überordnung der allgemeinen Kirche über den Papst, und hier waren nur die Theologen berufen zu reden. So hatte denn auch die theologische Fakultät bis dahin die Führung der Unionsbewegung gehabt. Ihr Votum war ausschlaggebend gewesen für den Anschluß der Universität an Klemens; von ihr gingen dann die Rufe nach einem Generalkonzil aus, und aus den Mitteln ihres Personalbestandes wurde die Propaganda für eine friedliche Union der Kirche bestritten. Allein nachdem die kühnen Deutschen der Metropole der Wissenschaft den Rücken kehren müssen, hielten die Gedanken der zurückgebliebenen theologischen Führer französischen Blutes nicht mehr gleichen

Schritt mit den vitalen Interessen der Universität. Eine gewaltige Gärung entstand von unten herauf in diesem vielgliedrigen massigen Körper. Die Führer wurden mitgerissen über das Maß ihrer freiheitlichen Konzessionen hinaus. Und als sie auf halbem Wege Halt machten, da verloren sie die Leitung an die Dekretisten, welche besser den Umständen Rechnung zu tragen wußten.

Es wäre wohl nicht so weit gekommen, wenn nicht in den Reihen der Theologen selbst ein Zwiespalt sich eingestaltet hätte. Als die zentrale königliche Gewalt immer mehr ins Wanken geriet, da wurde auch die Universität von dem politischen Gegensatz der Hofparteien ergriffen und zersetzt. Und die kirchliche Frage, die bisher hier fast allein geherrscht, verschmolz mit der politischen; Orleans und Burgund wurden Losungsworte, die ein kirchliches ebenso wie ein politisches Programm einschlossen.

Ein günstiger Boden für diese Zersetzung war schon vorhanden in der nationalen, oder besser gesagt, landsmannschaftlichen Gliederung der Artistenfakultät. In ihr hatten sich längst vier Verbände geschieden und in fester Organisation eine kräftige Selbstverwaltung ausgebildet: die Nationen der Franzosen im engeren Sinne, der Normannen, der Pikarden und der Engländer beziehungsweise Deutschen. Zwei von ihnen hatten, wie wir sahen, schon bei der Entscheidung über den Anschluß an Klemens, ihren heimatlichen Interessen gemäß, eigene Wege verfolgt. Jetzt, wo ein das ganze Reich unmittelbar berührender Konflikt zweier Hofparteien hervorbrach, wurden wenigstens bei den Reichsangehörigen die partikularen Interessen weit gewaltiger noch gepackt als durch die kirchliche Frage. Da aber infolge des mittelalterlichen Studienganges die artistische Fakultät, obgleich die jüngste, gewissermaßen den Mutterboden darstellte, aus dem ständig die drei oberen Fakultäten der Theologen, Juristen und Mediziner sich ergänzten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die politischen Gegensätze bis in diese fortsetzten. Die Parteinahme dieser Fakultäten mußte also mehr oder weniger von der Landsmannschaft abhängen, aus der die Majorität ihrer Mitglieder hervorgegangen war.

Normannen und Pikarden begegnen uns hinfort als treue Gefolgschaft des burgundischen Hauses. Wenn ihnen sich nun stets die dekretistische Fakultät anschliesst, so läßt sich annehmen, daß ihre Mitglieder der Mehrzahl nach aus jenen Nationen stammten. Von hier aus aber erhalten wir erst die vollständige Erklärung für die auffallende kirchenpolitische Schwenkung dieser Fakultät, die aus dem Gegensatz zu den Theologen noch nicht gewonnen war. Der radikale Unionismus, den sie hinfort vertreten, ist vorzugsweise der Ausfluß ihrer Parteinahme für Burgund.

Denn kaum hatte Ludwig von Orleans die Unionsbewegung fallen lassen, da nahm sich Philipp von Burgund ihrer wieder mit aller Energie an. Mit Hilfe jenes italienischen Projektes den jungen strebsamen Neffen vom Hofe zu entfernen und damit seinen Einfluß auf den König zu brechen, war, wie wir sahen, trotz alles Aufwandes an diplomatischer Klugheit fehlgeschlagen. Ludwig war auf dem besten Wege, den nächst Venedig wichtigsten Punkt Oberitaliens, von dem zur See Rom und Neapel so leicht zu erreichen waren, in seine Hand zu bringen, ohne daß er den Hof zu verlassen brauchte. Einem solchen Erfolge gegenüber hätte auch Klemens, der bis dahin noch von Burgund sich hatte beeinflussen lassen, nicht mehr zurückhalten können; ja es verlautete schon, daß er dem Orleans nachgeben würde. Da gab es für Philipp nur ein Mittel, die energische Unterstützung der Unionsbewegung. So wurde jede bewaffnete Unternehmung nach Italien hin diskreditiert, und es wurden dem Papst die Hände gebunden. Nachdem aber auch Orleans die Unionsbewegung unterstützt hatte, mußte Burgund ihn hier überbieten, und so nahm er sich der Radikalen an.

## IX.

Der Gegensatz ihrer Kirchenpolitik wurde zunächst verdeckt dadurch, daß nach dem Tode Klemens' VII. Orleans im Prinzip die Zession als das geeignetste Mittel wieder anerkennen mußte; erst allmählich hat er sich in aller Schärfe herausgestellt. Es läßt sich auch nicht feststellen, ob Philipp von Burgund schon bei den Maßnahmen der Uni-

versität, welche auf jenen Bescheid vom 10. August 1394 folgten, seine Hand mit im Spiele hatte.

Die Universität hatte die Schwenkung am Hofe wohl kommen sehen, und sie glaubte den Legaten des Papstes vor allem dafür verantwortlich machen zu müssen. Sie schrieb am 17. Juli einen Brief voll maßlos heftiger Anklagen gegen ihn an den Papst; die Erregung über ihn soll dessen plötzlichen Tod mit verursacht haben. Als dann nun jener gänzlich ablehnende Bescheid vom Hofe kam, da wagte sie das Äußerste und stellte Vorlesungen und Predigten ein. Das Bewußtsein eines Rückhaltes muß zur Erklärung dieses Aktes gefordert werden. Wo aber ein solcher Rückhalt damals für die Universität zu suchen war, kann nicht zweifelhaft sein.

Schwerer als das Gebaren der Universität fällt aber für eine solche Annahme die Haltung der Kardinäle ins Gewicht. Sie haben sich plötzlich in der Mehrzahl für die Unionspläne der Pariser erklärt. Ohne eine fremde Beeinflussung ist das nicht zu begreifen, denn kein Papst hatte so im Einklang mit den Kardinälen regiert, wie Klemens. Der Gegensatz der Gallier und Limousiner war unter ihm verschwunden. Er, das ehemalige Haupt der gallischen Partei, hatte sofort die limousinischen Traditionen aufgenommen und fortgesetzt, und als ihm zum zweiten Mal eine Schenkung von Kirchengut zugemutet wurde, da bestand er darauf, daß von dem Kolleg wenigstens drei mit in das Geheimnis gezogen würden. Der Abfall der Kardinäle war für ihn der schwerste Schlag; er hat ihm den Tod gegeben, nicht jener Pariser Brief. Am 16. September starb er an einem Schlaganfall.

Die Unionsbewegung trat damit in ein neues Stadium, denn, was Klemens prinzipiell ablehnte, das hatte sein Nachfolger als eine Möglichkeit zugelassen, — die Zession; und was Klemens offen zum Angelpunkt seiner Politik gemacht hatte, — den „Weg der Tat“, das konnte sein Nachfolger höchstens hinten herum betreiben.

---